

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 115 (1974)

Artikel: Nidwaldner Portraits
Autor: Wyrsch, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1033659>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nidwaldner Portraits

von Prof. Jakob Wyrsch mit Zeichnungen von Robert Durrer

Vorbemerkung

Die Bilder einiger einst wohlbekannter Nidwaldner, die *Robert Durrer* mit raschem Stift zeichnete, ohne daß die Dargestellten es gewahr wurden, haben im letztjährigen Nidwaldner Kalender aufmerksame Betrachter gefunden. Deshalb folgen hier, ausgewählt unter wohl Hunderten, einige andere, darunter auch jenes eines hochverdienten Obwaldners.

Zu bedauern aber ist zuerst noch, daß beim Bild des Schlüssel-Franz letztes Jahr durch ein kaum entschuldbares Versehen Geburts- und Todesjahr seines Vaters hineingeraten sind. Richtig muß es also heißen: Franz Achermann (1889—1941). Es gehört sich, daß der laut berichtet wird, denn der Feldweibel Werner Baggenstos und der Fourier Franz Achermann IV/47 waren 1914 und folgende Jahre ein so gewichtiges und bekanntes Paar, daß wir uns die Grenzbesetzung und das Geb. Inf. Reg. 29 und zgeteilte Truppen ohne die beiden in Erinnerung nicht vorstellen können.

Noch eine Ergänzung. Letztes Jahr ließ sich nirgendwo erfragen, wo und wie Marzell Camenzind starb. Aber Hr. Gottlieb Scheuber gelang es inzwischen den Vorgang zu erforschen: Als tot wurde er eines Tages im Ried gegen Ennetbürgen aufgefunden. Sicher war es nicht Selbstmord und war kein Verbrechen, sondern ein natürlicher jäher Tod, der ihn auf einem Spaziergang überfiel. Aber fast scheint es, als habe er den Platz in sinniger Weise ausgewählt um von der Welt, die für ihn trotz allem kein Jammertal war, Abschied zu nehmen. Als verschieden wurde er unter einem Baum gefunden, der später wohl der Fliegerei zum Opfer fiel. Und dieser Baum trug im Volksmund seit jeher den Namen Bettler-Nußbaum.

In der Rangliste der Pfarregeistlichkeit stehen die Kapläne untenan. Aber dies wird wettgemacht dadurch, daß sie den Laien in der Pfarrei am nächsten stehen. Es ist

aber nicht etwa daran zu denken, daß sie in weit entlegenen Filialen vor langer Zeit, heute nicht mehr, verpflichtet waren die hungrigen und durstigen Wanderer zu laben, also eine Kaplanei-Wirtschaft zu führen. Sie mußten dies wohl, um bei ihrer kärglichen Besoldung wenigstens auf das Existenzminimum zu kommen, wie man heute sagt. Dabei lernten sie aber ihre Gäste noch ganz besonders auf weltliche Art kennen. Aber dies ist hier nicht gemeint, sondern als Seelsorger stehen sie uns zunächst. Denn sie nahmen sich Zeit für alle Mühseligen und Kranken an Leib und Seele, und manche nahmen sich auch Zeit um wissenschaftlichem, volkskundlichem und historischem Forschen und Vorgängen teilzunehmen. Darum ist bei uns alten Leuten die Erinnerung an sie ganz besonders lebendig, trotz ihrem geringen Rang und ihrem meist schlicht-bescheidenen Lebenslauf. Da ist etwa Jakob Jos. Mathis (1802—1866) in Niederrickenbach zu nennen, ein armer Hirtenbube zuerst, aber mit einer außergewöhnlichen Sprachbegabung, so daß er seine Lebensbeschreibung in 35 Sprachen schreiben konnte, die er fast alle ohne Schule von sich aus erlernt hatte. Franz Jos. Joller (1820—1894) in Dallenwil, war ein unermüdlicher Sammler von Altertümern und Dokumenten, die in unser Museum kamen. Anton Odermatt (1823—1896), zuletzt Kaplan in Stans, hinterließ uns viele handgeschriebene Bände und auch einige gedruckte Aufsätze, in denen er hunderte von Akten in den verschiedensten Archiven so abgeschrieben und zusammengestellt hat, daß sie ein Bild von längst vergangenen Ereignissen und Vorfällen ergeben. Konstantin Vokinger (1888—1965) braucht nur genannt zu werden und schon fällt jedem ein, was wir ihm als Schriftsteller und Zeitungsschreiber zu verdanken haben; nur sein Buch: «Nidwalden. Land und Leute» sei besonders erwähnt. Es ist darum nicht verwunderlich, daß auf der Ehrentafel im Museum, auf der nicht wie an manchen Orten

die Geldspender, sondern die Schaffenden geehrt werden, unter den sechs Namen drei Kapläne dankende Erwähnung finden.

Franz Frank (1872—1957), der hier von seinem Freund Robert Durrer 1921 gezeichnet wurde, war zwar zuletzt Pfarrhelfer in Stans. Aber zur Zeit der Zeichnung und fast ein Leben lang, war er Kaplan, und wer ihn damals gekannt hat, bei dem lebt er als Kaplan fort. Denn er hat dieses bescheidene Amt im Sein und im Tun so vollkommen und beispielhaft verkörpert, daß der höhere Titel fast wie Abstieg vorkam. Wenn im Gespräch oder in einem Buch ein Priester, im Rang eines Kaplanen gerühmt wird, taucht bei uns Hörern oder Lesern sofort die Erinnerung an Franz Frank auf, und an seinem Bild wird gemessen, ob der Ruhm standhält.

Daß er von Ennetbürgen kam, damals ein stilles etwas abgelegenes Bauerndorf, läßt sich aus seinem Namen erschließen. Daß er sich in Stans rasch einfügte und vertraut wurde, braucht nicht gesagt zu werden, doch blieb er stets an die Heimatgemeinde anhänglich. Er war ein frommer Mann, aber kein Eiferer, und er half lieber, als daß er hineinregierte. Als Custos hatte er die Aufsicht über Geräte und Gewänder der Kirche und auch über die Ministranten. Zur Belohnung lud er sie jeweils im Frühsommer zum Kirschenessen ein im Garten der Kaplanei und dort durfte man Ennetbürger-Kirschen schnabulieren, so viel man wollte, und die Buben waren glücklich und hatten keinen Wunsch nach größerer Belohnung. Als Custos mußte er etwa 1910 den Bilderstürmer Robert Durrer empfangen und lossprechen. Denn als Robert nach der ersten Renovation die Kapelle unter dem Härd aufsuchte um die vorher unter der Tünche versteckten Deckenbilder zu bewundern, fiel ihm vorne eine Statue des hl. Antonius von Padua inmitten eines Kranzes von Papierblumen auf, wie man sie damals vom Ladentisch weg kaufte. Und ausgerechnet so etwas Häßliches warb um Almosen für das «Brot der Armen». Papierblumen sind unheilig, die darf man wegreißen, dachte er. Aber beim

Zerren fiel ihm auch die Statue in den Arm. Ein Wink des Himmels schien es ihm, und schon sprang er, die Statue im Arm, vor aller Augen auf dem Platz, die Kirchentrep-



pe empor zum Custos Kaplan Frank, und: «Da hast Du Deinen Benziger-Toni!» stellte er sie kräftig auf den Sandstein-Boden, worauf sie in Stücke zerbrach. Denn sie war nur von gemeinem Gips. Kaplan Frank war nicht empört ob der Bilderstürmerei. Er war ja der geistliche Berater von Robert, und er und keinen anderen wollte Robert bei sich sehen, als er Abschied vom Leben nehmen mußte. Sie hatten auch viele gemeinsame Interessen und, wenn der Kaplan auch nicht wie einst Anton Odermatt im gleichen Haus historische Arbeiten schrieb, so konnte er doch Robert vielerlei Auskunft über alte Gebräuche und Vorkommnisse und über Volksmeinungen geben, denn er stand dem Volk nahe.

Besonders am Herzen aber lag Kaplan Frank die Hilfe an jene, die durch Natur oder durch Schuld anderer oder eigene, zum Unglück im Leben bestimmt waren. Da mußten damals vielfach noch die Mitbürger aus eigener Kraft und mit eigener Tat sich einsetzen und von staatswegen und durch Versicherung gab es nur geringe Hilfe. Dieser Einsatz ist mühsam, aber hat nicht nur Nachteile, denn was dann getan und wie geholfen wird, geschieht nicht nach Reglementen und Verordnungen, sondern aus Mitgefühl und Helferwille. Ein besonders schönes Beispiel ist die Geschichte, wie dem früh erblindeten armen Knaben Gottlieb Fischer geholfen ward. Eine Blindenschule mußte sogar im Elsaß ausfindig gemacht werden. Dann mußte für den Blinden das Haus im Obern Bergli gekauft und eingerichtet werden, wo er wohnen und eine Korberwerkstätte einrichten konnte. Es mußte dafür gesorgt werden, daß er Arbeit bekam, und er mußte betreut werden, was zwar erfreulich war. Denn der blinde Fischer war zu einem klugen, dankbaren Mann geworden, der sich im Dorf und Land auskannte trotz dem fehlenden Augenlicht.

Doch wozu weiterschreiben? Im Nidwaldner Stubli Nr. 1 (1952) hat Kaplan Franz Frank alles beschrieben, mit Bildern sogar, das einzige Gedruckte, was von ihm aufzufinden ist. Das Verdienst am Werk schreibt er einzig dem Vinzenz-Verein zu. Dies mag wohl stimmen. Aber ist es fehlgedacht, wenn wir annehmen, er selbst sei das gewesen, was man die Seele des Vereins nennt?

Es ist nicht verwunderlich, daß Auswärtige, die am Sonntag die Spätmesse in der Kirche besuchten und Franz Frank am Hochaltar still die Messe lesen sahen, das graue Haupt umspielt von den winterlichen Sonnenstrahlen, nachher sagten: «So haben wir uns das Bild des edlen Priestergreises vorgestellt».

Mit Dr. Peter Anton Ming (1851—1924) bleiben wir ganz ob dem Kernwald. Grete Heß hat aber in einer schönen Schrift des «Schweizerischen Verein abstinenten Leh-

rer und Lehrerinnen» seinen Lebenslauf erzählt. Trübselig und unglücklich begann er in einem kleinen Bergheimwesen ob Wilen. Kaum sah er einige Tage das Licht der Welt,



verlor er seine Mutter und wenige Jahre später den Vater und, wenn er dann auch bei seiner Patin gute Aufnahme fand, so wurde er doch vom Lehrer aus der Schule heimgeschickt, weil er bildungsunfähig sei. Zum Glück gab es damals noch keine Hilfsschulen, sonst wäre er wohl dorthin gekommen und Obwalden hätte vermutlich keinen so bedeutenden Landammann und Nationalrat erhalten, wie er war. Die energische Gotte erreichte es, daß der Lehrer ihn doch wieder in die Schule nahm und nach einiger Zeit war er dort der Beste, besuchte das Kollegium, studierte Medizin, machte die Examina, wirkte als gerne aufgesuchter Arzt in Wilen zunächst und bald in Sarnen und beschloß sein Leben als Landammann und Nationalrat. Für das, was man damals Volkswohl nannte und was

mehr bedeutete als Wohlstand oder gar Konsumgesellschaft, setzte er sich mit Hartnäckigkeit ein, förderte die Bildung, verbesserte die Alpwirtschaft, wurde frühzeitig Abstinenzler und bekämpfte die Trunksucht, gründete die Trinkerheilstätte Vonder Flüh in Wilen und machte sich durch all dies nicht nur verdient, sondern nahm auch in Kauf, daß er bei manchen unbeliebt wurde. Besonderes Talent hatte er neben vielen andern für Sprachen. Unser Buochser Dr. med. h. c. Josef Odermatt, der vor dem ersten Weltkrieg jahrelang Erzieher in Moskau war, erzählte einmal, wie er Ming auf der Überfahrt nach Amerika zu einem Anti-Alkohol-Kongreß traf und wie er zu seinem Erstaunen mit ihm sich auch auf russisch unterhalten konnte. Denn den Dichter Tolstoj, der in ähnlicher Weise das Volkswohl förderte, habe er verehrt und wollte seine Werke auch auf russisch lesen können. Berühmt ist vor allem die Rede, mit der er gegen zähen Widerstand an der Landsgemeinde die Annahme der Hundesteuer erreichte. So etwas wie die Hundesteuer sei eine mehr nebensächliche Landsgemeinde-Vorlage, mag es dem einen und andern heute scheinen. Aber Robert Durrer, vermutlich noch Sarner Kollegi-Student, der damals zuhörte, hat Jahrzehnte später noch mit Bewunderung davon gesprochen. Und Heinrich Federer hat in seinen Jugenderinnerungen «Am Fenster» im Kapitel «Der tolle Hund» sogar die Rede wiedergegeben, denn auch er hörte als Studentlein zu und es blieb im Gedächtnis haften. Beider Erinnerungen stimmen überein, so daß anzunehmen ist, die aus dem Stegreif gehaltene, nicht niedergeschriebene Rede sei von Ming so gesprochen worden wie im Buch gedruckt. Ein Meisterstück einer Landsgemeinderede, die nur von einem ganzen Mann gehalten werden konnte.

Wer so, wie auf der Zeichnung zu sehen, im Landammannstuhl in unserm Rathaus sitzt, aufmerksam und anteilnehmend zuhörend, zu Frage und Einwand bereit, wenn nötig, kann nicht der Landammann sein, der anordnen und bestimmen, also regieren muß, sondern er hat eine andere Auf-

gabe. Diese erkennt der Erfahrene auf den ersten Blick und, wenn er schon alte Zeiten erlebt hat, weiß er: es ist der Kantonsgerichtspräsident *Theodor Fuchs* (1848—



1934) der hier ruhig und überlegen dem Gericht vorsitzt. Dem Namen nach war er kein Nidwaldner, sondern wurde es erst. Denn die Fuchs stammen vom luzernischen Schwarzenberg. Er wurde aber schon in Buochs geboren, wuchs dort auf, verbrachte sein ganzes Leben dort und wurde endlich echter Nidwaldner, indem ihm, eine seltene Ehre, die Landsgemeinde 1924 das Ehrenbürgerrecht verlieh. Sein Vater führte im großen Haus dort, wo die Straße zur Schiffflände hinuntergeht, ein Kolonialwarengeschäft und er führte es weiter. Er war also von Beruf Kaufmann, doch dies hinderte ihn nicht, ohne Schulung ein trefflicher Gesetzeskundiger und Jurist zu werden.



Als Buochser spielte er selbstverständlich in jüngern Jahren im Theater, dies gehörte sich dort von unten bis zum Landammann hinauf. Im Militär brachte er es zum Oberstleutnant, was auch zu Buochs gehörte und, wie es seinerzeit Brauch war, wurde er auch als Zivilist mit dem militärischen Titel angeredet. Als Kaufmann hielt er peinliche Ordnung in seinen Schriften und Rechnungen. Vor allem aber hatte er den Ruf eines Richters, der Recht und Gerechtigkeit, Urteil und Wohlwollen für den Verurteilten zu vereinen verstand.

1895 wurde er in das Kantonsgericht gewählt und von 1901 bis 1925 amtierte er als Präsident. Mit Bewunderung sprach, zu uns damals jungen Leuten, sein sonst so kritischer Richterkollege Robert Durrer von ihm, und darum hat er ihn auch so gezeichnet wie auf dem Bild. In seinen hinterlassenen Schriften hat er auch einen Brief von Theodor Fuchs aufbewahrt. In einer eher schwierigen Lage findet der Schreiber das rechte und besonnene Wort für den Briefempfänger.

Bereits 77jährig war also Fuchs, als er vom Amt zurücktrat. Doch bei seiner Lebensführung war dies kein mühseliges Alter. Am Morgen stieg er zur Kirche hinauf zur Messe und dann machte er täglich einen Spaziergang von zwei oder drei Stunden, am liebsten durch die Heimwesen gegen das Buochserhorn hinauf und immer in Begleitung seines treuen Hundes. Bei jedem Ausgang kam der Hund mit, nur bei Gerichtssitzung blieb er von selbst daheim, denn dies merkt auch ein Tier, daß sich dies schickt. Mit 80 Jahren stieg der Oberst Fuchs von Buochs noch nach Niederrickenbach hinauf. Erst am 21. November 1934 schloß er, der das Licht der Welt im Jahr der ersten Bundesverfassung erblickt hatte, für immer seine Augen.

Über Dr. Josef Odermatt (1901—1972), den Sarraß, welchen Studentennamen, der nicht recht zu seinem gesetzten, überlegenen Wesen paßte, er von der Kollegi-Zeit in der Öffentlichkeit beibehalten mußte, braucht nicht viel geschrieben zu werden. Erst vor kurzem hat er uns zu früh ver-

lassen und alle haben ihn darum gekannt und ihm Vertrauen entgegengebracht. Daß er aus dem Geschlecht der «Grunggiser» mit den vielfachen Talenten stammte,



nahm auch für ihn ein. Aber aus der Zeichnung von Robert Durrer, die wohl entstand, als er als junger Anwalt vor Gericht erschien, ist zu sehen, wie er damals aussah, mit lockigem Haar, leicht befangen der Blick bei der vielleicht erstmaligen Aufgabe, aber seiner Sache sicher und fest. Es wird gesagt, er habe einst als Novize im Wesemlin eintreten wollen, doch gab es Hindernisse und so wurde er Jurist. Ob es für die Kapuziner, denen er zeitlebens Freundschaft und Treue bewahrte, ein Mißgeschick war? Dem Stand Nidwalden hat es eher zum Glück ausgeschlagen, man denke nur, wie großzügig er dem Kant. Kinderheim in Contra geholfen hat.

Robert Wagner (1847—1926) sieht auf der Zeichnung recht müde und alt aus. Aber Durrer hat ihn, wie zu lesen, 1917 gezeichnet, und im Nachruf, den ihm Hans von Matt am 14. August 1926 im Nidwaldner Volksblatt gewidmet hat, schreibt er für jenes letzte Lebensjahrzehnt: «Dann aber meldeten bei ihm sich, früher als bei manchen andern die Beschwerden des Alters. Er trat aus dem Regierungsrate zurück und wurde im trauten Kreise seiner Lieben der stille freundliche Greis, wie ihn die junge Generation nun kannte».

Aus diesem Satz läßt sich erschließen, daß er früher ganz anders gewesen sein muß, lebhaft, tätig, unternehmungslustig. Nicht verwunderlich, stammt er doch aus einer Landschreiberfamilie. Und von den Landschreibern hat einmal einer frech und laut den bekannten schönen Spruch umgemodelt: Der Regierungsrat lenkt und der Staatsschreiber denkt. Die zuhörenden Staatsschreiber waren bescheiden und nickten nicht, aber den Kopf geschüttelt haben sie auch nicht.

Der Vater Anton (1811—1884) war Landschreiber von 1862 bis 1877. Der Großvater Jos. Remigi (1762—1847) war es von 1815 bis 1843. Der jüngere Bruder Remigi (1849—1917) war es bis zu seinem Tode. Dessen Sohn Werner folgte ihm und war es bis vor kurzem und, wenn er heute auch selten auf der Straße zu sehen ist, wissen wir doch zum Glück, daß er noch unter uns weilt. Seine Schwester Bertha (1892 bis 1957) war zwar nicht Landschreiberin, denn dies war damals unmöglich, aber sie ist wohl die Ahnin aller Fräuleins, die heute die Amtsräume im Rathaus zieren. Und nun war auch Robert Wagner, den wir auf der Zeichnung sehen, Landschreiber als Nachfolger seines Vaters von 1877 bis 1890, nachdem er sich als Gemeindeschreiber vorher schon etwas eingeübt hatte.

Aber 1890 trat er vom Amt zurück, denn damals war wie in den letzten Jahrzehnten eine Gründerzeit: Industrie, Handel, Arbeitsbeschaffung. Er gründete mit andern Stansern — gute Namen sind dabei — eine zweite Zementfabrik im Rotzloch und leitete sie als Direktor. Aber das

Wirtschaftliche hat seine Tücken und die damals beliebte schweizerische Dreiheit Fabrikant-Oberst-Nationalrat galt für die äußere Schweiz, aber in der Urschweiz wollte sie nicht recht gedeihen. Die Grenzbesetzung 1870 hatte Robert zwar als Korporal mitgemacht, aber über den Leutnant hinaus strebte er nicht, und Nationalrat wurde erst sein Sohn, aber für die Politik im Kanton fehlte ihm die Begabung nicht. Nachdem bereits einige andere der Teilhaber ausgeschieden waren, trat auch er um 1900 im Rotzloch zurück und trat seinen Anteil den drei Brüdern, Louis, Dagobert und Jost Schnyder von Luzern ab und erhielt dafür das der Zementfabrik gehörende Heimwesen Rotzberg und war also nun Bauer.

Doch vorher schon hatte er sich mit Erfolg der Politik zugewandt. Es war nach den wilden Jahren des Streit um den Zinsfuß der Gülten. Da wurde der Landsgemeinde 1896 eine neue Kantonsverfassung zur Abstimmung vorgelegt, in der jener Streit auch noch zu spüren war. Doch Robert Wagner beantragt Verwerfung mit einer klugen, witzigen, angriffigen Rede, die



bei jenen, die sie hörten, unvergessen blieb. Mit wuchtigem Mehr wurde die Vorlage verworfen und erst viel später wurde sie verbessert und ohne die umstrittenen Punk-

te angenommen. Es war also nicht erstaunlich, daß Wagner 1898 in die Regierung gewählt wurde. 1904 trat er aber bereits zurück, doch zwei Jahre später 1908 wurde er wieder gewählt und mußte bald die Polizeidirektion übernehmen für zwei Amtsdauern. Es war dies auch in jener Zeit kein geruhames, dankbares Amt, obschon noch keine Verkehrspolizei benötigt wurde. Denn die Rösser, die damals den Verkehr bewältigten, sind lebendig-selbsttätig und haben Augen und Ohren und beachten Weg und Verkehrsregeln auch wenn der Fuhrmann schläft oder betrunken ist, was die Autos bis heute noch nicht gelernt haben.

Aber 1916 trat Robert Wagner endgültig zurück in das schöne Heimwesen Löli, das vorher der Landamannfamilie Businger gehört hatte und von der berühmten Löli-Mutter bewirtschaftet wurde bis zu ihrem Tode. Jetzt wurde der früher so gesellige, tätige, eifrige, der seinerzeit auch auf der Bühne in der Mürgg gegläntzt hatte, zum stillen, beschaulichen, nachdenklichen Greis, wie er auf der Zeichnung zu sehen ist.

In Beggenried gab es seinerzeit die «untere Krone» und die «obere Krone», und die eine war Wirtschaft und die andere Bäckerei und auf beiden waren die Käslins beheimatet, die vom Mühlemattli mit Kornmühle und Sustli her stammten. In der Bäckerei wuchs *Wilhelm Käslin* (1878—1958) auf, der auf der Zeichnung hier zu sehen ist. Er verlor früh seinen Vater, aber da der Onkel Wilhelm Regierungsrat war und er selbst ein geweckter, gescheiter Bube, wurde er ins Kollegium nach Stans geschickt und zur Matura dann, die es in Stans damals nicht gab, nach Sarnen. Die Neigung führte ihn zur Jurisprudenz, denn Beggenried hat ein zuträgliches Klima für Juristen, dies wissen die Alten und Jungen unter uns. In Freiburg i. Uechtland studierte er Juran utriusque, schloß mit einem guten Lizentiat ab und machte wohl nachher noch das Anwaltsexamen, denn er praktizierte zunächst kurze Zeit als Advokat. Doch empfand er mehr Befriedigung an öffentlicher Wirksamkeit, denn wie viele seines Geschlechts machte er sich verdient

um die Gemeinde, versah verschiedene Ämter, wurde dann in den Landrat gewählt und bald darauf ins Kantonsgericht, wo gesetzeskundige Juristen immer willkom-



men sind und was ihm wohl besser zusagte.

Aber auch für die Geschichte seiner Gemeinde hatte er daneben viel Interesse. Er forschte nach alten Urkunden, schrieb sie für sich ab, und so entstand mit der Zeit eine Geschichte von Beggenried, die aber leider nur in Handschrift vorhanden ist. 1925 folgte er dann Theodor Fuchs auf dem Präsidentenstuhl des Gerichts und aus dieser Zeit stammt wohl die Zeichnung Robert Durrers. Denn wohl vorbereitet durch genaue Aktenkenntnis, mit der Mappe unter dem Arm sieht man ihn hier in den Saal schreiten wie einer, der sein Amt ernst nimmt, um Kläger und Angeklagte unvoreingenommen reden zu lassen und anzuhören und dann ein gerechtes und angemessenes Urteil zu sprechen.

Er sei jeweils immer mit dem Velo zur Sitzung nach Stans gefahren, wird gesagt. Dies ist auch eine gute Vorbereitung, denn

es gibt Zeit sich zu sammeln und zu überdenken, die bei einem schnellen Fahrzeug des öftern fehlt. Die Philosophen haben seit jeher gelehrt, daß Wandern und ruhige Körperbewegung die guten Gedanken fördert. Und die Doktoren, die es wissen müssen, lehren gerade heute dazu, daß Körperbewegung gelenkig macht und die Gelenke vor dem Einrosten bewahrt und das böse Cholesterin im Blute gering hält, während unsere stolze Jugend, die bolzgerade und steif wie ein Oelgötz auf ihren Motos um alle Straßenecken flitzt, dies des öftern später mit Gliedersucht oder gar mit einem Schlaganfall büßen muß. Tatsächlich ist Präsident Käslin 1953 mit 77 Jahren heil und geistesfrisch aus dem Amt geschieden. Nicht als Greis, mühselig und gebrechlich hat er sein letztes Jahrfünft zugebracht. Aber er hat wohl gedacht, es sei nun genug und es sei an der Zeit, den Platz für einen Jüngern frei zu machen, der auch zeigen soll, was er kann und zu was er fähig ist. So will es Vernunft und Einsicht.

Melchior Lussy (1854—1926) wohnte im Chalet zwischen Buchdruckerei Engelberger und «Stanserhof» und war Fürsprecher. Auf dem Bild hier und auf vielen andern, die Robert Durrer von ihm während Gerichtssitzungen gezeichnet hat, ist unverkennbar, welch redegewaltiger Mann er war, der sich mit Stimme und Gesten unwiderstehlich für seinen Klienten einsetzte. Bei offenen Fenstern habe man in den Häusern rings um das Rathaus mithören können. Dabei galt er als heftiger Antikleriker, ja als Freimaurer, auf jeden Fall war er Oppositionsmann und schrieb kräftig in dem längst eingegangenen «Nidwaldner Boten» und seinem Nachfolger «Der Unterwaldner». Aber wie erstaunlich zu hören, was man im Staatsarchiv weiß, während es zu Lebzeiten im allgemeinen unbekannt schien, daß er nämlich seine Laufbahn 1874—1876 als päpstlicher Schweizergardist in Rom begann. Noch mehr, was in seiner Nachbarschaft zu erfahren, hatte er nachher dort mehrere Jahre Theologie studiert und habe seiner Lebtag noch gut Latein gesprochen. Als er gegen das Le-

bensende etwas an seinen jahrzehntelang strapazierten Stimmbändern operieren lassen mußte, was natürlich nicht in Allgemeinnarkose, sondern in Lokalanästhesie geschehen mußte, habe er nach bestandem Eingriff die Doktoren verspottet, sie hätten nicht lateinisch miteinander zu sprechen gebraucht, denn er habe alles wohl verstanden.

Aber warum dann der Wechsel von der Theologie zum Fürsprecher? Und warum dann hartnäckig antiklerikal? Bei der ersten Frage ist zu denken, daß damals jedermann,



Fürsprecher Lussy

der die Gabe der Beredsamkeit besaß und dazu noch Sinn für Recht und Gesetz hatte, vor Gericht als Fürsprecher auftreten konnte. Es galt damals noch, was der welt-



Behäbiger Bauernhof im Emmental

berühmte Gelehrte Albrecht von Haller (1700—1777) aus Bern, kein anderer hat seinen Ruhm übertroffen, zum Lob der Alpenbewohner gedichtet hat:

«Man bindet die Vernunft an keine Schulgesetze».

Der Anwalt Lussy folgte nicht dem Beispiel mancher Andern, die im letzten Jahrhundert die Mode des Antiklerikalismus mitmachten und nun auswanderten in andere Kantone und sich nicht mehr darum kümmerten oder mit etwas nachsichtiger Verachtung auf ihre frommen Landsleute und deren Gebräuche hinabsahen. Lussy blieb im Land, gab seinen Kindern so gute christliche Namen wie Josephine und Alois, baute sich ein ländliches Chalet, machte in Vereinen mit. Im Buch von Ferdinand Nie-

derberger: «Das Stanserhorn und seine Welt» sehen wir ihn im Bild, wie er mit Frz. Jos. Bucher (1834—1906) auf dem Gipfel rastet, nachdem sie wohl ausgekundschaftet, wie hier hinauf eine Bahn zu bauen. Und auf der Etikette, die Robert Durrer für den Ehrenwein des Kantonschützenfests in Stans 1907 zu entwerfen hatte — ein einmaliger Auftrag — sehen wir die drei gewichtigsten Schützenfreunde: In der Mitte Fürsprecher Lussy in Rednerpose mit erhobener Rechte und links und rechts Major Caspar Flüeler (1852—1934) und Landschreiber Franz Odermatt (1857—1952). Ihrer Drei in Art und Gesinnung gar nicht in allem gleich, aber zweifellos als Nidwaldner und Stanser zusammengehörig.